

Mission

Wolfgang Kubik:

Mit Christus unter Fremden – Perspektiven der Mission 150 Jahre nach Louis Harms^{*)}

A. Veränderungen in 150 Jahren

Vorbemerkung:

Was hat sich verändert? 1.: Aus der Missionsarbeit sind Junge Kirchen entstanden, die von unserer Mission unabhängig wurden. 2.: Deutschland ist derweilen wieder ein Missionsland geworden, mit allem, was dazu gehört. Mit dem zweiten befaße ich mich *heute* überwiegend, und ich verlasse mich darauf, daß keiner befürchtet, nun würde auch ich Afrika untreu werden! Nach wie vor habe ich mehr Freunde, die mit der Mission in Afrika zu tun haben, als solche, die es in Deutschland tun!

Das moderne Leben wirkt *äußerlich* gesehen in hohem Maße vereinheitlicht. Jugendliche sind weitgehend uniform gekleidet. Verdienner streben nach den gleichen Massengütern, haben dasselbe Urlaubsverhalten und reden über dieselben Fernsehfilme. Aber im *Inneren* ist es weltanschaulich unübersichtlicher geworden. Wir können mehrere moderne Milieus unterscheiden:

1) Da wächst ein Milieu des *völligen Überlieferungsverlustes* heran. Ein Facharbeiter aus Leipzig: „Ich habe keine Ahnung, worum es in der Religion eigentlich geht. Ich weiß gar nicht, was die Leute, die in der Kirche sind, davon haben.“ Er kann sozusagen selber nichts dafür, aber nichts veranlaßt ihn, diesen Mangel zu beheben. Besonders in den neuen Bundesländern herrscht auch nach 10 Jahren Wiedervereinigung ein großes Kopfschütteln, was Religion überhaupt soll. Ja, dies Unverständnis breitet sich sogar noch aus, zunehmend auch in den alten Ländern. Selbst wenn Großmütter ihren Enkeln gern etwas an Frömmigkeit überliefern möchten, so können sie es oft nicht mehr, weil die Familie nicht mehr zusammen kommt.

2) Davon zu unterscheiden ist ein ebenfalls wachsendes Milieu von *bewusster Abkehr* von Religion. Oft ist die innere Bindung an die eigene Kirche so dünn geworden, daß ein kleiner Anstoß genügt, um der Kirche ganz den Rücken zu kehren: Eine lächerliche Bemerkung über den Papst im Fernsehen, die Empfehlung eines Steuerberaters, eine momentane Entrüstung anlässlich der katholischen Schwangerenberatung oder einer evangelischen Homosexuali-

^{*)} Vortrag, gehalten anlässlich der 22. Louis-Harms-Konferenz in Farven am 13.11.1999.

tätsdebatte – und wieder verläßt ein junger Verdienner die Kirche, – nicht nur er selber, sondern er schirmt auch seine Kinder vor jeder einladenden Begegnung mit der Kirche ab und vergrößert so den Nachwuchs von Neuheiden.

3) Relativ klein, aber dennoch in aller Munde ist das Milieu der sogenannten „*vagabundierenden Spiritualität*“. Ihr Merkmal ist, daß sensible religiöse „SucherInnen“ im gleichen Maße, in dem sie von der Kirche nichts Geistliches mehr erwarten, nun von fernöstlichen Praktiken, Taschenbüchern und kunstgewerblichen Gegenständen Wohlbefinden, Entspannung, Erlösung, Fitness oder doch zumindest Reinkarnation erhoffen. Buddhistische Versatzstücke werden zwar nicht verbindlich geglaubt, aber doch als religiös anregend praktiziert. Verschiedenste religiöse Fragmente werden ohne Rücksicht auf ihren eigenen religiösen Zusammenhang miteinander verbunden. Sie werden allein nach ihrem Therapiewert beurteilt.

In diesen Milieus bewegen sich Menschen, die wir zwar *äußerlich* kennen. Wir können beruflich miteinander arbeiten und als Nachbarn höflich mit ihnen umgehen. Aber durch ihre Milieus sind sie uns *innerlich* zu Fremden geworden, Fremde im eigenen Land.

4) Hinzu kommen die Mitbürger mit *ausländischen religiösen Traditionen*, besonders die türkischen Muslime. Sie treten in Großstädten mit großer Selbstverständlichkeit, aber meist unauffällig in Erscheinung. Doch irgendwann kommt es zu einem Massaker wie in Bielefeld, wo ein ehemaliger muslimischer Vorbeter, d.h. ein Gemeindeleiter, 7 Glieder einer Familie erschoss, weil sie ihre 19-jährige Tochter ihm nicht zur Zweitfrau geben wollten. Bei den Toten und Verletzten in jüngster Zeit an deutschen Schulen werden wir beruhigt, daß es alles Einzelfälle seien. Wir ahnen, daß wir wohlbekannte amerikanische Verhältnisse bekommen, die wir bisher nur im Fernsehen bestaunten. Bei der muslimischen Bluttat in Bielefeld merken wir aber beunruhigt, daß uns hier etwas Fremdartiges nahe rückt. Wir können es nicht einordnen.

Früher gingen Missionare aus ihrer Heimat in die Fremde. Heute kommt das Fremde in unsere Heimat. Wie gehen wir damit um? Reagieren wir vorwiegend mit Angst? Aber Angst ist nach 1. Joh. 4,17 nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe treibt die Angst gerade aus.

B. Die Kirche und das Wesen der Mission

1. Die unterschiedlichen Milieus der Kirche

Auch das Christentum hat in unserer Gesellschaft begonnen, unübersichtliche Milieus zu bilden. In dem Maße, wie die Unterscheidung der klassischen Konfessionen römisch-katholisch, evangelisch-lutherisch, reformiert oder uniert die meisten volkkirchlichen Christen in Verlegenheit bringt, haben sich neue konfessionsähnliche christliche Milieus gebildet:

a) Vorherrschend dürfte in den alten Bundesländern noch der *Kirchensteuerzahler* sein, der zu Weihnachten und bei Amtshandlungen zur Kirche geht. Er

sagt: „Im Alltag und in praktischen Dingen verlasse ich mich auf die Technik. Aber ab und an braucht man den Halt der Kirche.“ Diese Form kirchlicher Bindung geht bisweilen gleitend über in eine Stellung mit einem Bein bereits außerhalb; z.B. ein Arzt, der zwar aus der Kirche ausgetreten ist, aber ab und zu etwas für den Diakonieverein spendet. Er sagt: „Ich persönlich brauche keine Religion. Andere vielleicht. Das kann ich akzeptieren. Aber ich finde gut, daß die Kirche was für die Alten tut.“

b) Noch immer gibt es das Milieu von *progressiven christlichen Gruppen*, die sich einmal zusammengefunden haben, um ohne Rücksicht auf alte konfessionelle Zugehörigkeit sich gegen die südafrikanische Apartheid, für die Befreiung der Frau in der Dritten Welt, für Nikaragua und gegen die USA zu engagieren. Auch wenn ihre Wirksamkeit seit 10 Jahren stetig zurückgeht, so stellen sie dank ihres hohen Engagements doch eine Form von Kerngemeinde dar. Ja, sie sind inzwischen innerhalb des evangelischen Christentums geradezu eine neue Konfession, die sich in den alten kirchlichen Vorgaben nicht mehr zu Hause fühlt.

c) Vor allem in ländlichen Gebieten gibt es sowohl auf katholischer als auch auf evangelischer Seite noch *klassische Kerngemeinde*. Sie überliefert in den Häusern und Höfen noch immer die christlichen Inhalte an die nächste Generation. Auch wenn die Schule diese Prägung weitgehend nicht mehr unterstützt, so hält sich dadurch doch ein lebensfähiger Bestand an Glaubenswissen, Bibelkenntnis und Frömmigkeitspraxis.

Zu *diesem* Milieu gehören *Missionsfreunde*. Wie stellt sich ihnen, d.h. uns, die religiöse Szene um uns herum dar? Wir erleben in unseren Tagen, wie sich die bisher selbstverständliche Kirchlichkeit auflöst. Das Christentum wird im eigenen Land zu einem Flickenteppich aus lauter Minderheiten und Richtungen. Jede Minderheit ist ihre eigene Diaspora.

2. Mission heißt Neues wagen

Missionsbewegungen haben stets etwas Neues in Gang gesetzt, an das sich sonst keiner heran wagt. In unserem Rahmen erinnere ich an die Gründung der Missionsgesellschaften, an die Gründung der Seminare in Hermannsburg und Bleckmar, an den Bau des Missionsschiffes Kandaze, an die Einheit von Kolonisten- und Verkündiger-Mission, an die Bibelübersetzungen ins Setswana und ins Oromo, an die Gründung der Heimvolkshochschule und der Christian-Schule. Vieles ließe sich ergänzen. Der Begriff Pioniermission sollte jedenfalls nicht auf den Einsatz unter bisher nicht evangelisierten Gruppen beschränkt werden. Früher waren Missionsfreunde dabei, in der Mission in vieler Hinsicht *Neues* zu wagen und zu erfahren.

Die Missionsgemeinde, die aus den geistigen Nachfahren der Missionserweckung besteht, ist aber heute verunsichert. Während sie früher ungeduldig auf neue Nachrichten aus der Mission wartete, scheint es heute, daß Neues eher als verwirrend und bedrohlich empfunden wird. Es ist schon schlimm genug,

was das Fernsehen und die Tageszeitung treuen Missionsfreunden zumuten. Bei der Mission ist man deshalb dankbar, wenn sie uns in dem vergewissert, was unverbrüchlich Bestand hat. Etwas überspitzt gesagt: Je mehr der Missionar auf Heimaturlaub *vertraute* Geschichten berichtet, desto mehr hilft er, das vertrauenserweckende Bild von der Mission als letztem Hort des gesunden Glaubens und der reinen Lehre zu festigen. Dies gilt umso mehr, je mehr sich Missionsfreunde in der sich auflösenden Kirchlichkeit kaum noch zu Hause fühlen.

Wenn Mission nur ein anderes Wort fürs Bleibende wäre, dann hätte sich etwas ins Gegenteil verkehrt. So verständlich die Sehnsucht danach ist, so sehr darf das Alarmierende dieser Veränderung nicht unterschätzt werden. Denn Mission heißt Neues wagen, heißt, sich auf *Fremdes* und auf Fremde einzulassen. Einfach gesagt: Wo es mit Angst und Sorge zugeht, da ist eine Mission zu Ende gegangen, da stirbt etwas aus. Wo es mit Lust und Mut zugeht, da entsteht Mission, die Gott sich in veränderten Zeiten zunutze macht. Mission ist kein Hilfsmittel der Kirche zur Bestandserhaltung. Sie ist ein Mittel Gottes zur Rettung stets neuer Generationen in oft befremdlich neuen Lebenswelten.

3. Die Vision von der Verlorenheit

Nach Joh. 8,44 ist der Teufel ein Menschenmörder von Anfang an. Das heißt: Er ist eine Macht der Urgeschichte. Die Macht des Bösen kann also nicht *aus* der Menschheitsgeschichte heraus erklärt und entschuldigt werden. Der Haß des Bösen auf alles, was Mensch ist, hat einen tiefen Grund: Jedes Menschenantlitz „erinnert“ sozusagen den Bösen an Gott, denn der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen. Ziel des Bösen ist es, diesen Gottesabglanz, der eigentlich auf jedem Menschenantlitz glänzen könnte, so schnell wie möglich in eine Teufelsfratze zu verwandeln.

Die „Mordabsichten“ des Bösen erschöpfen sich nicht mit der physischen Vernichtung von Menschen. Sie zielen auf *ewige* Zerstörung der Gottesebenbildlichkeit. Dazu muß der Teufel den Menschen zur Selbsterstörung verführen. Wegen seiner Verführungskunst nennt Jesus ihn den Vater aller *Lügen*.

Wie tief steckt das in uns allen drin? Wir haben bei uns christliche Serben als Nachbarn, deren Verwandte auf dem Balkan muslimischen Schwangeren den Bauch aufschlitzten und mit dem Ungeborenen Fußball spielten, aus Angst, sie könnten später zu zahlreich werden. Wir haben muslimische Nachbarn, deren Angehörige im Kosovo serbische Kinder erstachen, aus Angst, sie könnten später serbische Soldaten werden. Und unter unserer Elterngeneration muß es doch Tausende gegeben haben, die sich bereitwillig beteiligten am Abtransport von Tausenden von jüdischen Nachbarn. Unser erleichtertes Reden von der sogenannten „Gnade unserer späten Geburt“ drückt ja nur indirekt aus: 20 - 30 Jahre früher geboren – und das hätte ja ebensogut *ich* sein können, selbener als Opfer, viel wahrscheinlicher als Täter. Man lehrte uns, die alle seien ja nur verführt worden. Aber was heißt „nur verführt“? Zu meinen, die Verfüh-

rung komme letztlich aus raffinierter Propaganda, dient der billigen Entschuldigung von voll verantwortlichen Ebenbildern Gottes. Offen zu bekennen: Ja, wir sind vom Teufel, dem Vater aller Lügen, verführt worden! träfe tatsächlich ins Schwarze des Problems.

Diese Art fährt nicht aus durch softe Angebote. Mission ist vielmehr der Machtkampf Jesu, in dem er durch seine Kirche dem Bösen so viele Menschen wie möglich entreißt, „solange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann“ (Joh. 9,4).

C. Der unvollendete Missionsauftrag

1. Missionarische Kraftlosigkeit in der eigenen Kultur

Ein Nachdenken über das missionarische Zeugnis unter Fremden, fremd Gewordenen und in der Fremde muß sich also der Frage stellen, warum diese starke Botschaft bei uns so merkwürdig kraftlos wurde.

Was sehen der Fremde und der fremd Gewordene in unserem Land an uns Christen als erstes? Sie sehen eine alt gewordene Religion, die einen erstaunlichen Vorrat von allgemeingültigen Idealen freigesetzt hat, deren Mitglieder aber den eigentlichen Glauben kaum noch praktisch ausüben. In unserer Kultur, die einst vom Christentum geprägt wurde, fällt jedem Fremden sofort positiv auf: der große Respekt vor der Individualität und Freiheit des Einzelnen, die einhellige Ächtung von Grausamkeit, die Toleranz gegenüber Andersdenkenden, das soziale Gewissen gegenüber Notleidenden und der kollektive Wunsch nach Gerechtigkeit. Auch wir Christen sollten öfter dankbar sein, daß Gott dem christlichen Glauben vergönnt hat, im Laufe von ca. 1500 Jahren diese Werte zu entfalten. Die Verwurzelung dieser Werte im christlichen Glauben besagt zum Beispiel, daß der Mensch kein intelligenter Affe, sondern Ebenbild Gottes ist, und daß man *deshalb* mit Gottes Abbild nicht bestialisch umgehen darf. Es besagt ferner, daß die Welt kein Steinbruch zur Ausbeutung, sondern die eine Schöpfung Gottes ist. „Verwurzelung im Glauben“ heißt schließlich – und das ist heute wieder besonders wichtig! –, daß der Verstand eine gute Gabe Gottes ist, so daß wir von einer magischen und esoterischen Sicht der Natur befreit sind.

Aber recht bald fällt dem Fremden und dem fremd Gewordenen auch anderes auf: Zum einen scheint gerade evangelischen Christen kaum noch die Verwurzelung dieser Werte in der biblischen Offenbarung bewußt zu sein. Wir tun so, als wären wir selber darauf gekommen. Aber wenn Bäume, die in den Himmel wuchsen, von ihren Wurzeln getrennt werden, dann droht Unheil: Unserer Gesellschaft ist nicht bewußt, daß sich alle genannten Ideale ins Gegenteil verkehren werden, wenn ihre christlichen Wurzeln vergessen oder geleugnet werden: Aus Freiheit wird Zügellosigkeit, aus Gerechtigkeit wird Egoismus, aus Toleranz wird Gleichgültigkeit und aus Sparsamkeit wird Gier nach immer

mehr Reichtum. Dies aufzuzeigen wäre Christenpflicht, vorausgesetzt, die Christen würden die Gefahr *selber* sehen, statt ihr zu erliegen.

Denn das ist das Zweite, was dem Fremden und dem fremd Gewordenen auffällt: daß das Leben und Trachten der Christen in hohem Maße von ganz anderen Mächten bestimmt ist als vom Gott der Bibel. Wir *hätten* doch in unseren Kirchen Maßstäbe dafür: Ich zitiere zunächst aus Luthers Kleinem Katechismus das 1. Gebot: „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Was ist das? Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen!“ Ähnlich hier auch der reformierte Heidelberger Katechismus: „Frage 1: Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben? Antwort: Daß ich mit Leib und Seele, im Leben und im Sterben nicht mein, sondern meines getreuen Heilands Jesu Christi eigen bin...“ Klarer geht's nicht.

Nun jammern auch treue Christen viel über die Glaubenslosigkeit unserer Zeit. Doch das Jammern über Gottlosigkeit und Verweltlichung ist zu harmlos. Es tut nämlich so, als wenn statt des Glaubens ein Glaubensvakuum bestünde. Wir haben aber kein Glaubensvakuum, sondern eine wachsende Zahl neuer Götzen, den Götzenkult des unbegrenzten Wachstums, die Anbetung immer modernerer Geräte, den inbrünstigen Glauben an die wilden Naturgesetze des Marktes, d.h. wir glauben insgeheim an das Recht des Stärkeren. Immer dreister werden in der Werbung religiöse Symbole und Zitate verwendet. Der Markt und seine Waren werden in der Werbung nicht als vergängliche Gebrauchsgegenstände, sondern als Heilsbringer gepriesen. Während viele Pastoren vor Rentnerinnen über „Strom aus Kuhmist“ predigen, wendet sich die Erlösungssehnsucht der Menschen immer mehr den Heilsversprechungen der Werbung oder der Esoterik zu.

Keine offene Christenverfolgung, an denen unser Jahrhundert zahlreich war, hat derart den Zusammenbruch missionarischer Vollmacht beschleunigt, wie die schleichende Unterminierung christlicher Lebensformen durch Technik, Markt, Erfolg und Geld. Jesus sagt zwar: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Doch es sieht so aus, als wollten wir Jesus da eines besseren belehren.

Wenn man dies selbstkritisch durchschaut, werden wir uns über unsere missionarische Kraftlosigkeit nicht mehr zu wundern brauchen. Wie sollen wir Vollmacht haben, wenn wir mit Worten zwar dem Gott der Bibel dienen, praktisch aber sozusagen ganz andere Götter anbeten und die Fremden in unserem Land zunächst zu *diesen* Göttern bekehren? Denn das ist das Szenario, das Fremden und fremd Gewordenen in unserer christlich geprägten Gesellschaft als erstes auffällt.

Was folgt daraus? Wir alle, denen Mission am Herzen liegt, müssen *selber* erst Fremde werden in unserer Kultur. Wir müssen es konkret wagen, dem Wort Jesu, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist, bei uns auch eine konkrete Lebensform zu geben. Es geht um das, wonach wir mit unserem Herzen trachten, oder mit den Worten Luthers in der Erklärung zum 1. Gebot im Großen Kate-

chismus: „Was bedeutet es, einen Gott zu haben, oder was ist Gott? ... Woran immer dein Herz sich hängt ... und worauf es sich verläßt, das ist wirklich dein Gott. ... Es ist mancher, der meint, er habe Gott und alles genug, wenn er Geld und Gut hat, verläßt und brüstet sich darauf so steif und sicher... Siehe, dieser hat auch einen Gott, der heißt Mammon...“

Wenn wir selber wieder Fremdheit in unserer Kultur leben, werden wir auch wieder missionarischen Zugang zu Fremden und zu fremd Gewordenen in unserem Land sowie auf der ganzen Welt finden. In einer Missionsschrift aus dem 2. Jahrhundert steht über die Christen der schöne Satz: „Jede Fremde ist ihr Vaterland, und jedes Vaterland eine Fremde“ (Diognetbrief c. 5).

2. Missionskreise in der Kirche

Wären unsere Gemeinden als ganze dazu vorbereitet, oder wären sie überfordert? „Mission und Kirche gehören zusammen“, so wird seit 1961 in verschiedenen Tonlagen wiederholt. Diese Parole hat in diesen knapp 40 Jahren nicht zu dem erhofften missionarischen Umbau der Volkskirchen geführt. Die Sorge ist vielmehr groß, daß die Verkirchlichung der Missionen eher den Missionseifer erlahmen ließ.

Es ist für unsere hiesige Kirche schwer, von ihren Sorgen um die Sicherung ihres Bestandes herunterzukommen. Selbst bei den vielen Konzepten zum missionarischen Gemeindeaufbau wird man den Verdacht nicht los, als ginge es letztlich um die Gewinnung neuer Kirchensteuerzahler. Warum auch sollen sich Gemeinden und Kirchenkreise *nicht* um die Sicherung ihres Bestandes kümmern! Aber Mission ist etwas ganz anderes: Mission ist das selbstlose Mitleid und die Sorge um Menschengruppen, die den gekreuzigten Heiland nicht kennen, aber brauchen. Für Mission müssen daher immer Opfer gebracht werden von Christen, die nichts davon haben werden, außer der Freude, wenn Menschen zum Heiland finden.

Sie werden deshalb selber nichts davon haben, weil ich überzeugt bin, daß durch Mission nicht nur in Afrika *Junge Kirche* entsteht; auch in Bremervörde, Bergen oder Baven würde von neuem Junge Kirche entstehen, wenn muslimische Bosnier, Plattenbaubewohner aus Sachsen-Anhalt oder jezidische Kurden die Taufe empfangen. Für den eigenen Bestand der Kirche „rechnet sich“ Mission nicht. Zu erwarten, daß muslimische oder jezidische Heidenchristen sich auf Lücke in unsere Kirchenbänke setzen und Kirchensteuern an unsere Kirchenämter zahlen müßten, hieße, aus dem Evangelium wieder ein Gesetz zu machen.

Es ist wichtig, daß wir uns hier mit Freuden fürs Evangelium entscheiden. Es ist ebenso wichtig, daß Opfergaben, die Missionsfreunde für die Mission geben, nicht für die Bestandssicherung der Gemeinden verbraten werden, etwa für die Besoldung von Planstellen der eigenen Gemeinde. Kirchenkreise und Gemeinden sind wahrscheinlich überfordert, wenn sie hier umdenken sollten. Deshalb ist es auch heute wieder nötig, daß Missionsfreunde *Missionskreise*

gründen. Da geben sie zusätzlich zu dem, was sie zur Erhaltung ihrer eigenen Gemeinde geben, etwas extra für Mission unter Fremden und in der Fremde, damit Gott unter diesen von neuem Junge Kirche baut.

3. Junge Kirche und weltweite Kirche

Aber worin beruht dann die Einheit der Kirche? Unsere Bekenntnisschriften sagen zurückhaltend: Nicht in gleichen menschlichen Traditionen, Riten und Zeremonien, sondern in der Übereinstimmung im Verständnis von Evangelium und Sakramenten (CA 7). Der damit gewonnene Freiraum aber will nun missionarisch genutzt werden: Das Evangelium breitet sich zwar nicht durch Knollen von selber aus, sondern durch Grenzüberschreitung von Missionaren, die dem Befehl dazu gehorchten. Aber die neue Gemeinde, die sich um das Wort sammelt, ist zunächst *Junge Kirche*, die frei vom alten Gesetz ist. „Gesetz“ im missionstheologischen Sinne war zur Zeit des Paulus der Zwang, sich beschneiden zu lassen, bevor man Christ werden konnte. „Gesetz“ war später, erst Englisch lernen zu müssen oder sich europäisch zu kleiden, bevor man getauft werden konnte. „Gesetz“ wäre heute, wenn neue Christen aus fremden Milieus ihr Milieu erst verlassen müßten, um in unserem vor Anker zu gehen, kurz, wenn sie erst so werden müßten wie wir.

Nun weiß ich auch, wie gerade Paulus um die Einheit der Kirche aus Judenchristen und Heidenchristen gekämpft hat. Doch dabei zeigt gerade das Bild vom eingepfropften wilden Ölbaumzweig in Römer 11, daß ihm das unterschiedliche Gruppenprofil der Judenchristen und Heidenchristen bewußt blieb. Er hat es nicht nivelliert, aber er hat beide Gruppen und sicher gern noch weitere zur weltumspannenden Kirche aus vielen Völkern vermittelt, – eine eminent missionarische Aufgabe, die heute immer mehr wiederentdeckt wird. Dies ist die neutestamentliche „*Ökumene*“: Eine Kirche, deren Verkündigung *eine* ist, deren Traditionen, Milieus und Sprachen aber höchst verschieden sind. Doch auch nicht etwa eine einheitliche Organisation, wo jeder etwas anderes lehrt und verkündigt!

Wir haben in Apostelgeschichte 10 einen ergreifenden Bericht, wie Petrus als Apostel zur Grenzüberschreitung in Richtung auf römische Heiden erst bekehrt werden mußte. Wir sehen da, wie er sich sprichwörtlich vor dem Fremden ekelte, und wie er schließlich dankbar sagt: „Nun erfahre ich in Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in jedem Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm“ (Apg. 10,34f). Mission ist also nie und nimmer „selbstverständlich“. Mit dieser gutherzigen These aus der Zeit der Integration der Missionsgesellschaften in ihre Kirchen hat man der Mission einen Bären-dienst getan.

Mission ist Überwindung der eigenen Grenzen aus Liebe zu Jesus Christus, aus Mitleid mit Fremden und aus Gehorsam gegen den Befehl des Auferstandenen. Sowohl die Erfahrungen der Missionen der lutherischen Erweckung, als

auch die amerikanische Kirchenwachstums-Theorie bestätigen, daß Menschen besser in ihrer homogenen Gruppe den Schritt über die Linie machen, als daß sie erst entwurzelte Individuen werden müssen. Lutherische Mission nahm stets den Stamm und die Muttersprache ernst. Junge Kirche ist zunächst *Stammeskirche*, damit der Glaube *eigener* Glaube wird. Die Dimension von *Weltkirche* ist dann eine weitere, allerdings ganz notwendige Stufe geistlicher Reifung, wenn die Junge Kirche ihren eigenen geistlichen Erfahrungen traut und wenn die alte Kirche neue geistliche Erfahrungen zuläßt.

4. Von Diaspora- und Jungen Kirchen lernen

Immer wieder beschleicht Missionsfreunde die Anfechtung, daß nach der Einrichtung Junger Kirchen auf fast der ganzen Welt der Missionsauftrag sich erledigt habe. Sie lesen zwar im Matthäusevangelium, daß die Ernte groß sei und der Arbeiter wenige seien. Aber die Nachrichten von Frustrationen, die Missionare in Jungen Kirchen haben, und vor allem die Situation unserer deutschen Kirche verstärken das Gefühl: die Ernte ist klein geworden, aber der Arbeiter sind zu viele.

Hier ist ein neuer Blickwinkel auf die missionarischen Herausforderungen von morgen nötig. Dabei müssen wir mit Freude von den Erfahrungen anderer Kirchen lernen, die unter anderen Bedingungen ihren Glauben leben:

Wir müssen zum Beispiel von den *Kirchen im ehemaligen Ostblock* lernen, was es heißt, als Minderheit Kirche Jesu Christi in einer ablehnenden Gesellschaft zu sein. Wie lebt man als Christ, wenn Spenden für die Kirche nicht steuerabzugsfähig sind, ja, wenn die Kirche für ihre Versammlung sogar Steuern zahlen muß? Was wäre, wenn die Kirche keine Kindergärten, Altenheime oder Krankenhäuser mehr hätte? Die Erfahrungen der Minderheitskirchen des ehemaligen Ostblocks lehren uns, daß materialistische Gesellschaften, die den Sozialismus abstreifen, von einer Minderheitskirche nicht finanzielle Kraft, sondern geistliche Vollmacht erwarten. Wir müssen diese Erfahrungen in unsere Gemeinden übersetzen. Durchs Übersetzen werden wir selber verändert. Erst wenn unsere eigene Frömmigkeit *minderheitsfähig* wird, wird sie wieder missionarisch werden. Wenn uns dies aber mißlingt, und wir nur auf den Abwärtstrend unserer hiesigen Kirche starren, dann wird Gott mit uns nichts mehr missionarisch anzufangen wissen. Diaspora ist eine Gelegenheit Gottes, nicht das Gericht Gottes.

Die Missionsgemeinde ist im Laufe der 150 Jahre von einer *bezeugenden* Gemeinde zu einer bewundernswert *geduldig zuhörenden* Gemeinde geworden. Wir müssen von den *Jungen Kirchen Afrikas* lernen, wie man mit eigenen Worten seinen christlichen Glauben bezeugt. Statt zu jammern, daß in der Kirche hauptamtliche Stellen gestrichen werden müssen, sollten wir uns vor Augen stellen, welche missionarische Kraft darin läge, wenn Gemeindeglieder die Aufgaben in der Gemeinde ehrenamtlich verteilen würden. Selbst das Spenden

der Sakramente hängt doch nicht am beamtenmäßigen Gehalt, sondern an der rechten Berufung und Beauftragung (siehe CA 14). Missionare und Partnerschaftsgruppen aus der Jungen Kirche berichten, daß Kirchenvorsteher 3-stündige Gottesdienste leiten, predigen und selber Beerdigungen durchführen. Wenn sie wieder abgereist sind, müssen wir auch diese Erfahrungen in unsere Gemeinden übersetzen. Wenn wir so etwas hören, sollen wir nicht nur die Verarmung unserer Kirchen bei ihrer Fixierung auf das hauptberufliche Pfarramt beklagen. Obendrein bekommen wir die Augen geöffnet, warum unsere 20- bis 40-jährigen Männer am Wochenende bei der Feuerwehr, im Schützen- oder im Sportverein herummachen, aber in der Kirchengemeinde keine Chance zu einer ehrenvollen und ernstzunehmenden Beteiligung sehen. Vor allem können wir uns beim Lernen von den Jungen Kirchen vorstellen, welche missionarische Kraft in der Beteiligung dieser Männergeneration läge. Nur kurz brauche ich darauf hinzuweisen, welche Rolle bei der alltäglichen religiösen Praxis des Islam in unserem Land gerade Männer im besten Alter spielen. Wenn wir dies alles begreifen, werden wir selber verändert; wir werden missionarisch!

Ohne Menschen wie jene jungen Männer, die zum Hermannsburger Missionfest wanderten und unterwegs in der Gastwirtschaft einen Streit riskierten, ob vorm Essen gebetet werden muß, oder ob man wie die Schweine zum Trog drängen darf, wäre die Missionserweckung nicht in Bewegung gekommen. Wir müssen unbedingt wieder lernen, über unseren Glauben zu sprechen.

Es ist für die Louis-Harms-Konferenzen vielleicht der wichtigste Fortschritt der letzten Jahre gewesen, daß wir seit 1996 Erfahrungsbereiche eingeführt haben! Das ist ja kein Klatsch und Tratsch, sondern es ist ernster, offener Austausch zum jeweiligen Thema: Mündige Christen bekommen durchs Zuhören aufeinander Mut, von ihrem eigenen Glauben zu reden. Sie reden davon nicht nur auf der Louis-Harms-Konferenz, sondern vor allem zu Hause. Das merken wir nicht sofort hier. Aber wenn auf jeder Louis-Harms-Konferenz ein Dutzend Teilnehmer neu gelernt hätten, von ihrem Glauben zu Hause mit Nachbarn und Fremden zu reden, wäre ein riesiger missionarischer Segen im Verborgenen in unser Land ausgegossen.

Wenn wir wieder gelernt haben werden, mit den Glaubenserfahrungen von Christen aus anderen Gesellschaften unsererseits Erfahrungen zu machen, d.h. wenn wir Glaubenserfahrungen von Fremden in unsere Gemeinden übersetzen, dann wird Gott Gnade schenken, daß auch wieder eine neue Jugendgeneration ihre Berufung in die Weltmission ergreift.

5. Das Glaubensgespräch von neuem lernen

Noch vor wenigen Jahren waren die Fronten in der Kirche verhärteter: Unvereinbar stand die frontale evangelistische Verkündigung der absichtslosen und stummen christlichen Nächstenliebe gegenüber. Das Evangelisieren ließen sich die Frommen von *einzelnen* „begnadeten“ Rednern abnehmen. Aber allmäh-

lich kam Bewegung in diese Fronten: *Liberale Christen* merkten mit Verwunderung, daß gerade ungläubige Zeitgenossen das Gespräch *über* den Glauben, über den Tod und über das Gebet suchten, – wenn es denn nur einer mit ihnen führen würde! Und *konservative Missionsfreunde* merkten ebenfalls mit Verwunderung, daß ungläubige Zeitgenossen das Zeugnis von Menschen wie sie glaubwürdiger und überzeugender finden als das „vollmächtige“ Gebrüll eines bekannten Redners. Missionsfreunde – und das sind ja wir! – mußten wieder lernen, daß sich der unvollendete Missionsauftrag nicht einfach abtreten läßt an eine professionelle Missionsorganisation.

In Familien und Schulen wird heute nur noch selten eingeübt, was eigentlich christliches Leben ist. Auch gutwillige Gemeindeglieder, die in einem Missionskreis mitarbeiten würden, haben heute oft zu wenig geistliche Vorerfahrungen und Vorkenntnisse. Das Aufschlagen eines biblischen Buches, das Lesen eines Textes, ein freies Gebet oder der Sinn des Bekenntnisses zur Dreifaltigkeit Gottes stellen oft schon riesige Hürden dar. Wir brauchen daher dringend missionsbezogene Abendkurse und Wochenendfreizeiten, eine Art geistlich-missionarischer Erwachsenenbildung (d.h. ohne evangelisches Töpfern, Wohlfühlleinheiten und christliche Farbberatung!). Das Ziel dieser Arbeit wäre, daß Teilnehmer lernen und üben, mit eigenen Worten von ihrem Glauben und von Jesus Christus überzeugt und überzeugend zu reden, sowie mit eigenen Worten zu beten. Missionsfreunde müssen lernen können, mit ihrem Glauben freundlich zu argumentieren. Sie dürfen sich nicht entrüsten, daß fremd gewordene Deutsche zunehmend am Nullpunkt der Religion stehen, auch nicht darüber, was Türken im Lande für Vorstellungen über die christliche Lehre von der Dreifaltigkeit Gottes haben, und auch nicht über den entwurzelten jungen Erwachsenen, der sich mehr von esoterischen Räucherstäbchen angezogen fühlt, als von unserer Gottesdienstgemeinde.

Missionsfreunde werden dabei ihre eigene Angst vor dem Glaubensgespräch abbauen. Der Theologieprofessor Eberhard Jüngel sagte jüngst auf der EKD-Synode, daß unter Christen der Glaube vielfach nicht nur als Privatsache, sondern geradezu als Bereich der Intimsphäre angesehen werde, über den man inzwischen verschämter schweige als über seine Sexualität. Wir dürfen im Gespräch mit Nichtchristen den Glauben nicht noch mehr verstecken. Vielmehr ist die beste Vorbereitung auf solches Gespräch, vom Kindergarten über Jugendkreise bis hin zu Kursen und Freizeiten mit Erwachsenen den eigenen Glauben wieder vordringlich zum Thema zu machen. Missionsfreunde werden als Missionskreis immer wieder zusammenkommen und ihre Erfahrungen mit missionarischen Begegnungen im eigenen Land auswerten. Dabei werden sie sich selber und ihren Lebensstil verändern, um mehr und mehr missionarische Vollmacht zu erlangen.